

Moussa Dansokho

Ankunft mit Widrigkeiten

Ich kam im Sommer 1982 vom Senegal über Belgien mit der Interflug in die DDR. Zu Hause hatte man mir nach dem Abitur angeboten, in der Sowjetunion zu studieren, weil ich in der Schule Russisch als zweite Fremdsprache erlernt hatte. Aber eigentlich wollte ich nicht ins Ausland, weshalb ich mich in Dakar zum Studium einschrieb. Dort war ich aktiv in der Studentenbewegung und kämpfte für bessere Studienbedingungen. Deshalb wurde mein Stipendium gestrichen und ich arbeitete ein Jahr als Hilfslehrer an Privatschulen. Doch von dem Geld konnte ich nicht leben und studieren. Darum griff ich doch noch auf das Angebot zurück. Senegal war westlich orientiert, unterhielt aber auch gute Kontakte zu sozialistischen Ländern, die zum Beispiel Solidaritätsstipendien an fortschrittliche Parteien und Studentenorganisationen vergaben. Ich entschied mich dann nicht für die Sowjetunion, sondern für die DDR, weil ich in einem Land studieren wollte, dessen Sprache ich noch nicht konnte.

Gegen 15 Uhr landete unsere Delegation auf dem Flughafen Schönefeld. Alle anderen aus der Gruppe sollten zu Weiterbildungen an die Bezirksparteischule Frankfurt/Oder weiterreisen, weshalb ich etwas allein in der Halle stand. Der Dolmetscher, der sie begleitete, sagte zu mir: „Ja, Sie warten hier. In einer Stunde spätestens wird Sie jemand abholen vom Ministerium für Hochschulwesen. Und der wird Sie dann zum Zug begleiten und Sie fahren direkt nach Weimar, wo Sie dann die Sprache lernen werden.“ Ich schaute mir Worte auf Werbeplakaten an, zählte mehr als dreißig Buchstaben für nur ein Wort und dachte, diese Sprache werde ich nie beherrschen. Also fragte ich den Dolmetscher: „Entschuldigung, in welcher Sprache werde ich studieren?“ und er antwortete: „Natürlich in deutscher Sprache.“ Bei meiner Abreise hatte ich gedacht, ich werde in Französisch studieren und Deutsch dazu lernen. Das stellte sich nun als Irrtum heraus.

Noch etwas anderes stellte sich als Irrtum heraus – ich wurde nicht abgeholt. Ich stand in der Halle und wartete. Zwei Stunden vergingen, drei, es wurde Abend, kalt und windig. Dann waren meine Zigaretten alle. Ich habe die ganze Nacht bis zum nächsten Tag dort verbracht. Wieder gegen 15 Uhr kam derselbe Dolmetscher, um eine andere Delegation abzuholen und sah mich an gleicher Stelle stehen. Er war ganz außer sich und entschuldigte sich viele Male. Sie brachten mich in ein Restaurant, aber ich konnte nicht richtig essen und trinken, ich war einfach nur müde. Dann begleiteten sie mich zum Zug und gaben mir einen Zettel mit der Reiseroute nach Weimar in die Hand. „Wenn Sie Weimar hören“, sagten sie, „dann steigen Sie aus.“ Die ganze Zeit hielt ich den Zettel in der Hand und am Abend stieg ich in Weimar aus. Dort wurde ich von zwei jungen Damen abgeholt, die mich ins Studentenheim brachten. Sie zeigten mir das Zimmer und wo die Bettwäsche lag, dann sagten sie „Tschüss, bis morgen“. Ich aber dachte nur: „In was für einer Gesellschaft bist du hier gelandet!“ Zu Hause ist es üblich, egal wann du kommst, auch um Mitternacht, dass man dich zuerst fragt, ob du Hunger und Durst hast.

Die erste Woche war sehr schwierig. Ich verstand noch nicht so richtig, wann die Kantine geöffnet war und wann man für sich selbst sorgen musste. Am Freitagabend ging ich zur

Kantine, aber die hatte geschlossen. Ich versuchte es später nochmal, auch am nächsten Morgen, Mittag und Abend. Sie blieb zu. Am Sonntag dann verließ ich das Studentenheim auf einen Spaziergang. Dabei traf ich auf jemanden aus dem Jemen, mit dem ich mich ein wenig auf Englisch unterhalten konnte. Ich fragte ihn: „Gibt es hier irgendwo eine Möglichkeit, etwas zu essen?“ Gemeinsam gingen wir in ein Hotel neben dem Bahnhof. Ich schaute, was die anderen so aßen und bestellte Hühnchen, Pommes und Cola. Beim Bezahlen legte ich mein ganzes Taschengeld auf den Tisch, die Kellnerin lächelte mich an und gab mir die Hälfte davon zurück. Das war meine Ankunft.

Weimar, Herder-Institut

Dann ging es los mit dem Deutschkurs und anderen Fächern. In Weimar war damals die Außenstelle vom Herder-Institut der Karl-Marx-Universität Leipzig, das alle ausländischen Studierenden in einem Jahr auf ein Fachstudium in der DDR vorbereitete. Das war wirklich sehr intensiv. Vor allem die ersten drei Monate waren anstrengend – acht Stunden täglich Vokabeln, Grammatik, Grammatik und Vokabeln. Auch fühlte ich mich sehr unter Druck, weil ein Mosambikaner, der den Sprachkurs nicht schaffte, seine Koffer packen und nach Hause zurückfliegen musste. Für mich wäre das eine Blamage, eine Katastrophe gewesen, die Chance auf ein Auslandsstudium zu verpassen. Also setzte ich mich hin – Lernen, Lernen, nochmals Lernen. Es hat dann auch gut geklappt.

Dazu haben natürlich auch andere beigetragen – zum Beispiel Soldaten. In Weimar war ich der einzige Senegalese, die anderen waren in Leipzig, weshalb ich an den Wochenenden oft nach Leipzig fuhr. Der Zug war immer voll, eben auch mit Rekruten, die Ausgang hatten. Sie waren neugierig und wir haben uns immer unterhalten. So konnte ich meinen Wortschatz verbessern. Am Herder-Institut haben sich unsere Lehrerinnen gut um uns gekümmert, was sehr dazu beitrug, dass wir uns hier allmählich zurechtfinden. Meine Deutschlehrerin war wie eine Mutter zu mir. Sie zeigte mir, wie man eine Waschmaschine bedient, nachdem mein bester Pullover aus dem Senegal sehr eingelaufen aus der Trommel kam. Sie hat mir und anderen in Weimar die Klassik, also deutsche Kultur gezeigt. Zur Jugendweihe ihres Sohnes waren wir alle eingeladen und haben mit der Familie in Erfurt gefeiert. Daraus wurde eine richtige Freundschaft. Auch seitdem ich nicht mehr in Weimar lebe, habe ich sie jedes Jahr besucht, später kam sie zu unserer Hochzeit. Danach besuchten wir sie als Familie. Zu ihrem Sohn haben wir heute noch Kontakt. Leider ist sie vor fünf Jahren gestorben.

Halle (Saale), Studium und Heirat

Im Sommer 1983 zog ich nach Halle, um mein Wirtschaftsstudium an der Martin-Luther-Universität zu beginnen. Doch war ich der einzige aus unserer Weimarer Seminargruppe. Alle anderen begannen ihr Studium in Berlin an der Hochschule für Ökonomie „Bruno Leuschner“. Aber ich habe schnell neue Bekanntschaften – aus Mosambik, Mali, Kongo – geschlossen und Freunde gefunden. Im ersten und zweiten Studienjahr stand immer ein deutscher Student zwei ausländischen Studenten zur Seite, um uns zu unterstützen. Im Fach „Politische Ökonomie“ lasen wir etwa die Klassiker Marx, Engels und Lenin. Verstanden wir bestimmte Begriffe oder Wortwendungen nicht, dann fragten wir den deutschen Kommilitonen. Auch die Dozentinnen und Dozenten nahmen sich Zeit, wenn fachliche Schwierigkeiten auftraten und wir konnten sie nach den Seminaren konsultieren. Die Studentenwohnheime waren nach Studienrichtungen unterteilt. Da gab es den Block für die Mediziner, den für die Ökonomen oder den für die Agraringenieure. Deutsche und

ausländische Studierende lebten gemeinsam im Wohnheim. In der Freizeit traf man sich im „Bauernclub“, damals ein sehr angesagter Studentenclub in der Stadt. Im Studentensommer bildeten wir Brigaden und halfen für drei Wochen in der Apfel- oder Kirschernte. Oder wir arbeiteten bei der Reichsbahn, um Schächte für das Verlegen von Leitungen auszuheben. Teils arbeiteten wir unbezahlt – das galt als ausländische Unterstützung für die DDR, teils erhielten wir Lohn, womit wir unser Stipendium aufbesserten bzw. wir uns Dinge wie zum Beispiel einen Kassettenrekorder kaufen konnten.

Über solche Aktivitäten entwickelte ich sehr gute Kontakte zu anderen Hochschulgruppen und vielleicht wurde ich deshalb für zwei Jahre zum Vorsitzenden des ISK gewählt. Das ISK, das Internationale Studentenkomitee, war die Interessenvertretung der ausländischen Studentenschaft und der Nationalen Hochschulgruppen (NHG). Fast alle gehörten ihr an. Aufgrund meines Engagements und meiner Studienleistungen durfte ich 1986 an einer Auszeichnungsreise für die besten ausländischen Studierenden teilnehmen. Die Reise führte uns nach Sankt Petersburg, damals noch Leningrad, und nach Tallin, damals noch zur Sowjetunion gehörend. Aber 1987 habe ich gesagt: „Das mache ich nicht mehr.“ Denn ich wollte mich auf mein Diplom konzentrieren.

Während des Studiums habe ich meine Frau kennengelernt. Wir begegneten uns schon einmal in Leipzig auf einer studentischen Länderveranstaltung. Dann habe ich sie aus den Augen verloren und wir trafen uns zufällig in Halle wieder, wo sie in der Neustadt angefangen hatte, an einer Schule Russisch und Englisch zu unterrichten. Das Problem war, Beziehungen zwischen ausländischen Studierenden und Deutschen waren nicht gern gesehen. Wir sollten hier studieren und dann in unsere Heimatländer zurückkehren, um die Entwicklungen dort voranzutreiben. Studenten, die in einer Beziehung lebten und das Studium beendeten, hinterließen hier oft viele alleinerziehende Frauen. Die Hürden für eine Eheschließung waren bürokratisch und zeitaufwendig. Wir haben über ein Jahr gebraucht, um alle Papiere aus dem Senegal – zum Beispiel, dass ich dort nicht verheiratet war – zu beschaffen. 1988 haben wir dann geheiratet. Das ist schon merkwürdig: Vor der Wende galt meine Frau als Republikfeindin, weil sie mit mir als Partner die DDR jederzeit hätte verlassen können. Nach der Wende hieß es dann, ja, auf diese Weise kann man natürlich in Deutschland bleiben.

Harte Währung und mögliche Rückkehr

Für meine Frau und mich waren der Fall der Mauer und die folgende deutsche Einheit nicht abzusehen. Jetzt hatten wir die D-Mark, eine harte Währung, und ich konnte meine Familie im Senegal unterstützen. Wir sind eine große Familie. Ich bin der jüngste von acht Geschwistern, dann sind noch viele Neffen und Nichten, die inzwischen auch schon geheiratet haben. Als meine Mutter 1984 starb, hatte ich nicht genug Geld, um nach Hause zu fliegen. Jetzt konnten wir sparen und Geld für ärztliche Untersuchungen, Medikamente und Operationen schicken.

1992 reiste ich erstmals seit meiner Ankunft in der DDR wieder in den Senegal. Dort besuchte ich mein Heimatdorf und stand am Grab meiner Mutter. Der andere Grund war meine Promotion und eine mögliche Dozenten-Stelle in Dakar. Meine Doktorarbeit näherte sich dem Ende und ich wollte noch aktuelle Daten recherchieren. An der Fakultät für Wirtschaftswissenschaften erkundigte ich mich bei meinem früheren Dozenten, der inzwischen Direktor geworden war, nach einer Stelle. Aber die anderen, mit denen ich

damals in Dakar zu studieren begann, waren auch nicht untätig gewesen und hatten zu Ende studiert und promoviert. Und so sagte er: „Es tut mir leid, ich hätte Sie gern hier gehabt, aber es ist in den nächsten fünf Jahren nicht geplant, unser Personal aufzustocken.“ Bei mir dachte ich dann, ohne Arbeit mit Frau und zwei Kindern in den Senegal zurückkehren, das geht nicht. Da meine Frau als Lehrerin arbeitete und wir zumindest ein festes Einkommen hatten, war das der ausschlaggebende Grund, in Deutschland zu bleiben.

Rassismus

In der DDR habe ich hin und wieder Rassismus und Diskriminierung erlebt. Manchmal kam man nicht in den Studentenclub rein. Es hieß dann immer: „Es ist voll.“ Aber wenn man genauer schaute, dann waren es fast immer afrikanische Studierende, die nicht eingelassen wurden. Einmal, es war 1984, machten wir eine Exkursion nach Greifswald und wollten dort am Nachmittag im Ratskeller essen. Wie das damals so war, stellte man sich an und wurde platziert, wenn ein Tisch frei wurde. Wir waren zu dritt und wurden ignoriert. Menschen, die hinter uns standen, Deutsche, wurden an die Tische geleitet. Und wir warteten, warteten, warteten. Schließlich verlangte mein Kommilitone das Gästebuch und schrieb sinngemäß: „Wir sehen, dass wir tatsächlich diskriminiert werden. Unserer Meinung nach ist das kein Beitrag zur Stärkung des Sozialismus. Studentengruppe Senegal“ Nach der Wende wurden solche Vorfälle häufiger und der Rassismus offener. Es genügte allein die Tatsache, auf der Straße zu sein, um beleidigt zu werden. Oder der Taxifahrer sagte „Ich bin schon reserviert“, obwohl das ersichtlich nicht der Fall war. Das war extrem. Der schlimmste Tag war der, als ich meine Promotion einreichte. Im Januar 1993. Ich war so glücklich, dass ich das alles hinter mich gebracht hatte. Gleich am Markt wurde ich von vier jungen Männern beleidigt und bedroht: „Du verschwindest hier oder wir werden dich kalt machen.“ Dann weiter in Richtung Bushaltestelle wurde ich wenige Minuten später nochmals verbal attackiert. Das wiederholte sich, als ich in Halle-Neustadt aus- und eine Gruppe Männer einstieg. Als ich zu Hause ankam, habe ich am ganzen Körper gezittert. Meine Frau tröstete mich und ich dachte nur, die Leute hier haben wohl Freiheit mit Anarchie verwechselt.

Arbeit

Nach meiner Promotion fing ich an, mich auf verschiedene Stellen zu bewerben. Aber im Osten war das nicht sehr aussichtsreich. Dann ergab sich etwas in München, aber wir hätten hier zu viel aufgeben müssen. Inzwischen hatten wir ein Haus, meine Frau eine sichere Anstellung, die Kinder gingen hier zur Schule, sie hatten ihre und wir hatten unsere Freunde. Ich hätte pendeln können und einmal im Monat meine Familie von München aus besuchen können. Aber wenn ich dann nach zwei oder drei Jahren die Stelle verloren hätte – was dann? München erschien uns einfach zu ungewiss.

Ich habe dann viel als Freiberufler, insbesondere als Dolmetscher und Lehrer in der berufsbezogenen Sprachförderung gearbeitet. Mehr und mehr wuchs ich dann in die interkulturelle Projektarbeit hinein. Meine Kinder mussten schon früh Rassismuserfahrungen machen, weshalb ich in den Projekten oft auch in Kindereinrichtungen unterwegs war, um Aufklärungsarbeit zu leisten. Man glaubt es nicht, wie gemein Kinder untereinander sein können. Allerdings gibt es in Hinblick auf die interkulturelle Öffnung von pädagogischen

Einrichtungen auch großen Nachholbedarf beim Personal. Heute bin ich Mitarbeiter im Landesnetzwerk Migrantenorganisationen Sachsen-Anhalt (LAMSA) e. V.

Zu Hause

Wenn man von zu Hause weggeht, muss man sehr vieles wegstecken. Trotz vieler Tiefschläge fühle ich mich nach all den Jahren inzwischen hier zuhause. Die Mentalität in Sachsen-Anhalt ist mir sehr vertraut geworden. Ich fühle mich wohl und bin sehr zufrieden mit meinem Leben. Wir haben Freunde und Verwandtschaft und meine Frau hat ein weites Herz für die große Familie im Senegal. Selbstverständlich gibt es hin und wieder Meinungsverschiedenheiten, aber das ist menschlich. Ausschlaggebend ist, wie der Mensch mit seinen Mitmenschen umgeht. Wir alle sollten einander respektieren und respektvoll miteinander umgehen. Dann wäre das Leben leichter. Als die Kinder klein waren, haben sie oft unter rassistischen Beleidigungen gelitten. Heute sind sie erwachsen, sie gehen ihren eigenen Weg und sind richtige Persönlichkeiten geworden. Meine Tochter hat in Leipzig Französisch und Spanisch studiert. Heute lebt sie in Paris und arbeitet als Lehrerin an einem Gymnasium. Der Junge hat ein Medizinstudium in Berlin an der Charité absolviert und lebt heute in Liverpool, weil seine Partnerin eine Engländerin ist. Enkelkinder haben wir auch. Wenn meine Frau und ich Urlaub machen wollen, um unsere Familie zu besuchen, dann haben wir viele Urlaubsziele.